

Alexander Košenina

Der englische Patient

Wie in Großbritannien die wissenschaftliche Exzellenz von Technokraten bedroht wird

Großbritannien galt in Europa einmal als Heimat des freien Denkens. Kaum ein anderes Land verfügt über eine reichere Tradition des Liberalismus – intellektuell, wirtschaftlich und politisch. Hier entstand in der Aufklärung das Ideal des Virtuoso, eine Neuauflage des italienischen Uomo universale der Renaissance: Nicht der vertrackte Pedant und Stubengelehrte, sondern allein der vielseitig interessierte, weltläufige, elegante Gentleman Scholar verdiente uneingeschränkten Respekt. Wer Shaftesburys *Test of ridicule* nicht bestand, wer in Gesellschaft nicht mit lässiger Selbstverständlichkeit über seine Forschung sprechen konnte und wer nicht durch geschliffene, aber allgemein verständliche Essays Aufmerksamkeit erregte, wurde aus dem Klub der lebendigen Denker verstoßen und verspottet. Ideen und Witz, also Esprit im alten Sinne einer schnellen, funkelnden, produktiven Kombinationsgabe, galt damals als wichtigste Tugend des Gelehrten.

Selige Zeiten, glückliche Welt! Heute bieten britische Universitäten oft ein anderes Bild. Die vor über 200 Jahren glanzvoll errungene Freiheit, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, hat sich vielfach in eine selbstverschuldete Unmündigkeit verkehrt. Der Politik einer Margaret Thatcher und ihrer Nachfolger ist es gelungen, unter dem Gebot ökonomischer Effizienz, pragmatischer Steuerung und lückenloser Kontrolle den freien Geist in Lehre und Forschung einzuschränken oder gar verkümmern zu lassen. Schlimmer noch: Der britische Aufruf kam unter gleichschaltenden Technokraten vieler Länder so gut an, dass sie sich unter dem Deckmantel umfassender Bildungsreformen in Bologna gegen die seit dem 13. Jahrhundert gewachsene Idee von der unabhängigen Universität verschworen.

Die auch in Deutschland stets wiederholte Empfehlung, sich am anglo-amerikanischen Modell zu orientieren, verdient kritische Aufmerksamkeit angesichts der Unkenntnis von Politikern, die sie aussprechen. Als

Hochschullehrer an einer führenden britischen Universität und mit der Erfahrung einiger Gastsemester in den USA möchte ich durch folgende Beobachtungen für einen differenzierteren Umgang mit vermeintlichen Vorbildern werben.

1 Bildung

In Deutschland macht man sich zu Recht Sorgen über den Bildungsstand von Studienanfängern. Weder für Großbritannien noch für die Vereinigten Staaten von Amerika liegen jedoch seriöse Vergleiche vor. Unterrichtserfahrungen in den drei Ländern zeigen indes, dass es um die Allgemeinbildung und die Erziehung zum selbständigen Denken in Deutschland gar nicht so schlecht bestellt ist. Insbesondere in England zählt weniger das Interesse an einem Gegenstand als die verschulte Anleitung, wie gute Noten zu erlangen sind. Themen für Seminararbeiten werden den Studierenden in der Regel nach genauer Kontrolle durch interne und externe Prüfer vorgegeben, statt sie zu individuellem Denken zu ermuntern. Bearbeitet werden die Aufgaben dann unter dem Schutz der Anonymität, sodass es nur selten zu Vor- oder Nachbesprechungen kommt. External Examiners überwachen dabei jeden Schritt, von der Themenformulierung bis zur Zweit- und Drittkorrektur. Insgesamt sind die vermittelten Themen zweitrangig – entscheidend ist vielmehr ein rascher BA-Abschluss an einer namhaften Institution als Eintrittskarte ins Berufsleben.

2 Lehre und Graduate Studies

Forschungsuniversitäten erlauben den Dozenten, ihre Lehre auf sehr spezielle Forschungsthemen zu beschränken. Seminare gelten nicht als Probebühnen für neue Interessen. Es sind umständlich beantragte und von verschiedenen Instanzen abgeseignete Module, die oft über Jahre hinweg im Angebot bleiben, nicht ohne die Gefahr der Langeweile. Die mag es zwar schon früher gegeben



haben, wie William Hogarth 1737 in der Karikatur einer Oxforder Vorlesung zeigt: ›Datur Vacuum‹ steht über dem aufgeschlagenen Skript, was die Zeitverschwendung oder die inhaltliche Leere versinnbildlicht.

Von Studierenden, deren mündliche Beteiligung heute kaum eine Rolle spielt, wird aber erwartet, dass sie den Hobbys ihrer Lehrer folgen und sie auch zum Gegenstand von Abschlüssen über den Bachelor hinaus machen. In den Geisteswissenschaften kommt es dazu relativ selten. Gegenüber Deutschland und den USA ist der Anteil der Magisterstudenten und Doktoranden winzig klein, nicht zuletzt aufgrund der hohen Gebühren.

Während amerikanische Universitäten ihre Graduate Students als Teaching Assistants bezahlen und damit junge Kollegen schon früh auf den akademischen Beruf vorbereiten, sind ihre britischen Kollegen auf Stipendien angewiesen. Der Hochschulnachwuchs kann so nicht gedeckt werden, die Zahl erfolgreicher europäischer Mitbewerber um Stellen steigt damit rapide.

3 Wissenschaft als Beruf

Wer nach der Dissertation als Lecturer von einer britischen Universität eingestellt wird, befindet sich indes in einer komfortablen Situation: Anders als befristete Assistentenstellen in Deutschland oder amerikanische Tenure-Track-Positionen handelt es sich um unbefristete (aber kündbare) Verträge mit vergleichsweise guter Bezahlung. Durch interne Promotion kann man Senior Lecturer (entsprechend einem amerikanischen Associate Professor) werden; Reader oder Professoren (Full Professor in den USA) sind hingegen recht selten. Die raren Professorenstellen werden entweder intern durch Stellenumwandlung geschaffen oder bei den renommierteren Lehrstühlen durch Berufung von außen besetzt.

Ein deutlicher Vorzug britischer Universitäten ist die Großzügigkeit und Flexibilität bei Freistellungen von der Lehre. Das kann bis zu ein Semester in jedem zweiten Jahr umfassen, welches dann durch Drittmittel auf ein ganzes Jahr verlängert werden soll. Anträge bei Forschungsförderern sind ebenso geboten wie beliebt, mehrjährige Research Leaves bei voller Bezahlung oder der flexible Freikauf von Lehrverpflichtungen gehören zu den begehrtesten Gratifikationen. Doch wofür wird die gewonnene Zeit dann genutzt?

4 Forschungskontrolle

Das Maß aller Dinge in der britischen Hochschulforschung heißt RAE für Research Assessment Exercise. In regelmäßigen Abständen werden die Leistungen aller Universitäten von einer riesigen nationalen Kommission in sämtlichen Fächern evaluiert. Der Aufwand an Zeit und Kosten ist unbeschreiblich. Allein die Darstellung der dafür notwendigen Schritte umfasst mehr als 100 eng bedruckte Seiten. Jeder in der Forschung aktive Universitätsangehörige – also fast alle, denn ›bloß Lehrende‹ versucht man als ›not-RAEable‹ rechtzeitig zu entlassen – soll die vier besten Publikationen seit dem letzten RAE (2001) zur Begutachtung vorlegen. Die Auswahl – falls möglich – betreut in jedem Institut ein Forschungsbeauftragter, der wiederum übergeordneten Research Directors der gesamten Universität untersteht. Zusätzlich verfasst jede Einheit umfangreiche Selbstdarstellungen über das eigene Profil, die Forschungskultur und die Außenwirkung.

Da von dem Ergebnis die Reputation und die finanziellen Zuwendungen der Regierung abhängen, setzen die meisten Universitäten interne Kommissionen ein, die lange vor dem eigentlichen Abgabetermin (jetzt Ende 2007) zeitraubende Mock-RAEs durchführen, wobei zweifelhafte Selbstbewertungen gefordert werden. Zwar mag dieses Verfahren in einzelnen Fällen das Publikationsaufkommen intensivieren, in der Mehrzahl unterwirft es die Arbeit aber strategischen Überlegungen, die oft der Sache schaden. Zu selten findet man die Souveränität, diese leidige Übung einfach als kaum erheblichen Begleitumstand abzutun, da es doch im Grunde vielmehr auf die eigene Forschung ankommen sollte. Viel eher dominiert jene ängstliche Orientierung an Prüfungserwartungen, die man von spröden und schwunglosen Qualifikationsschriften aus Deutschland kennt.

In Großbritannien gefährdet diese Gängelung eine ganze akademische Kultur. Zaghafte Vorstreifen pflanzen sich so vom Undergraduate bis in die obersten Ränge eigenständiger Wissenschaft fort. Was einmal als notwendiges Stimulans zur Erfolgskontrolle gedacht war, hat sich inzwischen in ein System betrieblicher Selbstüberwachung verwandelt. Einer Öffnung Britanniens gegenüber der internationalen Respublica literaria steht sie im Wege. Vor einer Nachahmung solcher Qualitätskontrollen kann also nur gewarnt werden.